

1.2 Die Vielfalt des Lebens Facetten neutestamentlicher Schöpfungstheologie

Thomas Söding

Mitten in seinem tiefen Nachdenken über den Zusammenhang zwischen der Auferstehung Jesu Christi und der Auferstehung der Toten (1 Kor 15) reflektiert der Apostel Paulus über die Vielfalt des Lebens:

³⁹Nicht alles Fleisch ist dasselbe Fleisch, sondern anders ist das der Menschen, anders das Fleisch des Viehs, anders das Fleisch der Vögel, anders der Fische, ⁴⁰und Himmelskörper gibt's und Erdenkörper; anders ist die Erscheinung des Himmlischen, anders der Irdischen, ⁴¹anders der Glanz der Sonne, anders der Glanz des Mondes und der Glanz der Sterne; denn Stern und Stern unterscheiden sich im Glanz (1 Kor 15,39-41).

Wer hier spricht, ist kein Naturromantiker oder Naturwissenschaftler, sondern ein Theologe, der ein scharfer Beobachter ist. Paulus wäre, als Mensch der Antike, nie auf die Idee gekommen, spazieren zu gehen, um sich einer schönen Gegend zu erfreuen; er hat auch keine Astronomie betrieben, und von der Größe wie dem Alter des Universums hatte er keine Vorstellung. Er hat sich für Sport und Kultur interessiert, für Politik und vor allem für Religion. Genau deshalb hat sich ihm die Natur erschlossen – als Schöpfung.

In den Dingen dieser Welt entziffert Paulus genau diejenige Geschichte Gottes, die ihm die Bibel erzählt, ist es doch für ihn ein und derselbe Gott, der alles erschaffen hat und erlösen will (1 Kor 8,6; Röm 8,21-22). Für den Apostel ist klar, dass alle Geschöpfe

dieser Welt, nicht nur Menschen und Tiere, sondern auch Pflanzen (1 Kor 15,37-38) und Gestirne, eine ganz eigene Gestalt haben und nicht nur etwas zu sein scheinen, sondern wirklich sind, mit einem eigenen „Körper“. Heute würde man wohl von Materie sprechen. Dieser Realität entspricht die Faszination des Lebens: Es hat Glanz. Paulus wählt dasselbe griechische Wort, *doxa*, das er auch für die Herrlichkeit Gottes verwendet. Beim Glanz der Sonne, des Mondes und der Sterne denkt er durchaus nicht an das irdische Licht, das sie aussenden, sondern an das himmlische Licht, das Licht Gottes selbst, das den Glanz der Schöpfung erkennen lässt – wie im Psalm zu Gott gebetet wird: „In deinem Licht sehen wir das Licht“ (Ps 36,10).

Zur irdischen Schöpfung gehört die Vielfalt des Lebens, die Variation, die unglaublich große Fülle dessen, was alles ist und was alles anders ist – passend, aber unterschiedlich, nebeneinander, aber Teil eines großen Ganzen: dessen, was die Griechen und die Juden mit ihnen, Paulus eingeschlossen, Kosmos nennen.

In seinem Plädoyer für die Auferstehung hat das Argument der kosmischen Vielfalt einen festen Platz: Wenn schon der Blick ins irdische Leben zeigt, wie groß die Kreativität Gottes ist – wie unendlich viel größer wird sie dann dort sein, wohin kein menschliches Auge schauen kann (1 Kor 2,9): in das Reich Gottes, den Himmel der Vollendung.

Die Fülle der Bilder

Paulus ist nicht der Einzige und nicht der Erste, der im Neuen Testament die Dinge dieser Welt in all ihrer Vielfalt als Bilder für Gott sieht, für sein Reich, seinen Willen, seine Güte, sein Leben. Die Gleichnisse Jesu sind ein ganzes Kaleidoskop von Metaphern, die mitten im Leben der Menschen die Nähe Gottes sichtbar machen. Jesus erzählt keine Fabeln von sprechenden Tieren und keine Mythen von menschlichen Pflanzen oder göttlichen Steinen. Er bleibt mit seinen Gleichnissen fest auf dem Boden der Tatsachen, wenn er auch gerne grenzwertige Szenen schildert. Jesus ist kein Naturtalent,

als den ihn das 19. Jahrhundert im Bann des westlichen Idealismus gerne gezeichnet hat. Er ist ein inspirierter Prophet, der die Augen derer, die ihm Gehör schenken, für das Geheimnis Gottes mitten im Leben öffnet (Mk 4,11 parr.). Er ist selbst Gottes Gleichnis: sein Bild, seine Ikone.

In den Gleichnissen Jesu begegnet nicht die unberührte Natur. Aber ein Same, der Frucht bringt, wird ebenso zum Bild für Gottes Reich (Mk 4,26-29 par.) wie ein kleines Senfkorn, das Hoffnung macht (Mk 4,30-32 parr.), oder ein wenig Sauerteig, der den ganzen Teig verwandelt (Mt 13,33 par. Lk 13,20-21); ein Hirt, der seine Schafe weidet, wird ebenso zum Bild des Messias (Lk 15,3-7 par. Mt 18,12-14; Joh 10), wie ein Weizenfeld, auf dem auch Unkraut wächst, zum Bild der Jüngerschaft (Mt 13,24-30). So wie, der Genesis zufolge, auch im Paradies gearbeitet worden ist, durch Kultivierung eines Gartens, so ist die naturnahe Arbeit, die für die Fischer vom See Genesareth, die Bauern von Galiläa und die Frauen in ihren Häusern Alltag gewesen ist, für Jesus eine Quelle der Reich-Gottes-Bilder: weil es ohne Gott, dessen Nähe er verkündet (Mk 1,15), weder den Acker noch die Tiere oder das Haus und schon gar nicht Menschen gäbe, die darin leben.

Jesus leitet seine Gleichnisse häufig mit dem kleinen Wörtchen „wie“ ein. Das Reich Gottes ist „wie“ die Geschichte, die Jesus erzählt. Dieses „Wie“ verbindet Ähnlichkeit und Unähnlichkeit. Es wahrt den Unterschied zwischen Himmel und Erde und zeigt die Schnittstellen auf. Es lädt zum Nachdenken, zum Übertragen ein – und nicht nur zur Hoffnung, wie gut alles dereinst einmal werden wird, sondern auch zur Aufmerksamkeit, wie wertvoll die Schöpfung jetzt schon ist und die menschliche Arbeit, die Natur wie die Kultur.

Die Vielzahl der Gleichnisbilder, die Jesus prägt, zeigt in zahlreichen Ausschnitten, dass Gott mit seiner ganzen Schöpfung im Bunde ist – wie es der Regenbogen über der Arche Noah symbolisiert (Gen 9,12-17). Es gibt kein irdisches Leben, das sich nicht der Liebe Gottes verdankte und deshalb nicht auf das ewige Leben verwies.

Die Gegensätze des Lebens

Das Neue Testament ist nicht naiv. So tief die Schöpfung bejaht wird, so wenig werden ihre Wunden verkannt. In seinem Auferstehungstraktat sieht Paulus zuerst die Aufgabe, die Augen für die Realität des Todes zu öffnen: den Schmerz, das Elend, die Gewalt – und die Trauer, die er bei allen Menschen auslöst, die nicht ein Herz aus Stein haben. Unmittelbar vor seiner Reflexion über die wunderbare Vielfalt des Lebens erinnert Paulus daran, dass es keine Auferstehung ohne Sterben gibt; auch dieses Naturgesetz liest Paulus aus der alltäglichen Erfahrung ab:

Was du säst, wird nicht lebendig gemacht, wenn es nicht gestorben ist (1 Kor 15,36).

In der unmittelbaren Fortsetzung nimmt Paulus diese Dialektik von der anderen Seite her auf:

⁴²Gesät wird in Vergänglichkeit, auferweckt in Unvergänglichkeit;
⁴³gesät wird in Schande, auferweckt in Ehre; gesät wird in Schwäche, auferweckt in Kraft (1 Kor 15,42-43).

Die Erlösungshoffnung tröstet also nicht über das irdische Leid hinweg, sondern sensibilisiert für Not und Unrecht – nicht nur unter Menschen, sondern unter aller Kreatur. Die Schöpfungstheologie braucht Realismus. Weder die Schönheit noch die Grausamkeit, weder der Glanz noch das Elend dieser Welt können gegeneinander ausgespielt werden.

Im Römerbrief plädiert Paulus dafür, dass sich die Gläubigen nicht von aller Kreatur abheben, sondern mit jeder Kreatur solidarisieren. Sie teilen ihre Schwäche und ihren Schrei nach Erlösung; sie teilen ihre Unwissenheit und Ohnmacht. Aber sie haben den Geist Gottes erfahren, den Schöpfergeist, der Leben schafft, damit sie stellvertretend für diejenigen beten, die nicht beten können (Röm 8,23). Vorher hat der Apostel geschrieben, dass der Geist den Gläubigen

eingibt, zu Gott „Abba“ zu rufen, Vater (Röm 8,15). Wahrscheinlich hat er auf das Vaterunser angespielt. In diesem Gebet kommt der Zusammenhang zwischen Schöpfung und Reich Gottes zur Sprache: weil Gottes Name geheiligt werde und sein Reich kommt, auch im Brot, das die Menschen brauchen und das Gott ihnen schenkt (Mt 6,9-13 par. Lk 11,1-4).

Die paulinische Schöpfungstheologie steht im Zeichen des Kreuzes, weil Jesus in dieser Welt einen sinnlosen Tod gestorben ist – den Gott mit Sinn erfüllt hat. Das Kreuz Jesu steht im Zeichen der Auferstehung, weil es Grund zur Hoffnung gibt, für den ganzen Kosmos: wenn Gott so ist, wie Jesus ihn verkündet. In der Schöpfung hat Jesus gelebt, als Mensch unter Menschen; mitten in der Welt ist er gestorben, als Retter der Welt; durch seine Auferstehung wirkt er vom Himmel her in der Schöpfung: als Anwalt aller, die nach ihm rufen.

Die Dimensionen der Vollendung

Das Neue Testament ist sehr zurückhaltend darin, Bilder der Vollendung auszumalen. Jesus begnügt sich mit der alten prophetischen Metapher des Festmahles (Jes 25,6-8), die ihrerseits eine Verbindung zwischen Erde und Himmel, Freude und Seligkeit, Genuss und Fülle erkennen lässt.

Die Offenbarung des Johannes, die zum letzten Buch der Bibel geworden ist, greift auf den Anfang zurück, wenn es das Ende beschreibt: die Zukunft jeder Zukunft. Mit der alttestamentlichen Prophetie (Jes 65,15; 66,22) schaut der Seher von Patmos die Erschaffung eines neuen Himmels und einer neuen Erde (Offb 21,1-8). Beides wird erfüllt vom himmlischen Jerusalem (Offb 21,9-22,5). Es ist die Stadt Gottes, die vom Himmel auf die Erde herabkommt: von Gott zu den Menschen. Diese Stadt birgt in ihren Mauern, die aus lauter Toren bestehen, ein neues Paradies (Offb 22,1-5). Es vereint die vier Paradiesflüsse der Genesis zu einem einzigen „Strom, dem Wasser des Lebens“ (Offb 22,1). An diesem Fluss stehen ganze

Allein von Lebensbäumen, die keine verbotene Frucht mehr tragen, sondern in allen zwölf Monaten Früchte hervorbringen und Blätter, die den Völkern zur Arznei dienen (Offb 22,2).

Johannes sieht die Vollendung in den leuchtenden Farben der Genesis – aber doch nicht als Wiederholung jenes Paradieses, in dem einst der Sündenfall geschah, so dass es zur Vertreibung kommen musste. Für die Qualität der Neuschöpfung steht die Stadt Jerusalem – und mit ihr die ganze Geschichte Israels, in all ihren Höhen und Tiefen, mitsamt der Kreuzigung und der Auferstehung Jesu.

Das Paradies in der Stadt vereint Natur und Kultur. Gottes Schöpfung ist eine menschliche Schöpfung. Sie steht allen offen – weil alles, was böse und unrein ist, verbannt ist.

Mit diesem Bild endet die Bibel – und beginnt das Leben, das alle zu führen eingeladen sind, die sie lesen.